

Unterhaltungs-Beilage

Sreiwild

ROMAN VON
FRIEDRICH KIPP

(NACHDRUCK VERBOTEN)

[16]

Bedächtigt schritt er durch schütterten Bestand, überquerte den Kammweg und kam dann zu den Bergschluchten, in deren Kinnfalten klareines Wasser rann und wo sich gern das Rehwild aufhielt. Weiter tiefer lag ein Erlenholz. Darinnen war es zu allen Zeiten des Jahres feucht, und im Vorfrühling wurmten hier im vermoderten Falllaub die Vögel mit dem langen Gesicht.

Noch war es nicht die Stunde bis zur Mhenslucht, aber Fridolin beschloß, sich am Rande des Erlengebüsches bereits anzusetzen und auf den Schnepfenstich zu warten. Er rechnete bestimmt damit, daß er heute seine Erste heimtragen konnte, denn die Schnepfen stiegen seit einigen Tagen.

Da hörte er es über der Grenze knallen. Ein Büchschuß. „Ha, ha,“ murmelte der Schriftsteller, „Fräulein Knospe!“ Er wußte, daß das Mädchen einen Kugellaut am Gewehre hatte, daher nahm er an, daß der Schuß aus ihrer Büchsefiinte rühre. Da knallte es wieder im Feindlichen und gleich darauf bröhten ein dritter Schuß durch die Wälder. Das waren aber Schrottschüsse gewesen.

Gleich darauf peitschte wieder ein Büchschuß herüber.

„Das ist ja ein toller Betrieb da drüben!“ murmelte Fridolin kopfschüttelnd. „Möchte wissen, was es da jetzt zu schießen gibt!“

Kaum hatte er diesen Satz ausgedacht, da hörte er es im Unterholz brechen, als ob ein Mensch sich eilig fortbewege. Das Geräusch kam rasch näher, und plötzlich stand Kurt Kühn, die Büchse in der Rechten, hastig nach Luft schnappend und mit allen Zeichen der Erregung auf dem vom raschen Laufen geröteten Gesicht vor dem, ihn fassungslos anstarrenden Schriftsteller.

„Mensch, Fridolin, du hier?“ stieß der Gutsverwalter überrascht und hastig hervor. „Sie sind hinter mir her, beinahe hätte es mich erwischt; das heißt, ich glaube, ich bin getroffen.“

„Um Himmelswillen“, stotterte Fridolin, „was fängst du denn für Sachen an! Hast du in der Nachbarjagd geschossen?“

„Ja, ich habe geschossen, und da waren sie gleich hinter mir.“ Er sah sich ängstlich um.

„Hier werden die sich schon nicht sehen lassen,“ wandte Fridolin ein, der bemerkte, wie Kurt mit scharfen Blicken das Gesicht hinter sich in Augenschein nahm. Aber nun rede doch, was ist denn eigentlich los? Und wie kommst du wieder dazu, mit der Büchse loszugehen?“

Der Angeredete wischte sich mit dem Taschentuch über das erbleichte Gesicht, dann riß er die Zippe herunter und stülpte den Hemdsärmel auf.

„Gott sei Dank“, atmte Kühn auf, „die Schrote sind kaum durch die dicke Zippe gedrungen. Der Kerl war zu weit für seine Flintenschüsse.“

„Wer schoß auf dich, Kurt?“ drängte der Schriftsteller in ihn. „So sprich doch!“

„Komm, wir gehen ein wenig weiter von der Grenze zurück, dann will ich dir alles erzählen. Also, ich ging heute mit der Büchse in die Berge. Du siehst es ja. Ich hatte sie natürlich unter der Zippe verborgen. In Holzmeiers Jagd wollte ich natürlich mein Gewehr nicht öffentlich tragen, auch nicht schießen. Ich weiß selbst nicht, was mit mir los war, daß ich die Büchse mitgenommen habe. Aber ich konnte es nicht lassen. Ich mußte einmal wieder eine Schußwaffe in den Händen haben. Wie ich nun so den Kammweg entlang schlendere, quer durch die Brückenknospfische Jagd, will es der Satan, daß ein Habicht auf einem alten Ueberhälter auflockt. Der geprenkelte Freibeuter hatte von mir keine Ahnung, denn ich stand zufällig von einer dichten Fichte gebedt. Ich besann mich eine kleine Weile, sah nach links und rechts, nach hinten und vorn. Unsinnt, sagte ich mir dann, der alte Holzmeier steigt doch noch mit seinem lahmen Laufe zu Hause; folglich kann kein Jäger hier sein, und an das junge Frauenzimmer, die Knospe, dachte ich überhaupt nicht. Ich konnte nicht

widerstehen; der Habicht saß so schön schußgerecht da, und ehe ich's bald verah, hatte ich die Büchse unterm Wams weg, lud eine Ganzmantelfugel und drückte ab.“

„Ja, den Schuß habe ich gehört“, unterbrach Fridolin den Sprecher, „aber wie ging das denn nun weiter?“

„Ich sah, daß der Habicht zur Erde prasselte. Ich hatte also getroffen. Doch erfreut darüber, daß mein Schuß so gut gelungen war, näherte ich mich meiner Beute, da wurde ich plötzlich angerufen. Ich fuhr herum und sah einen jungen Mann, der auf mich anjuch, aus dem Bestande kommen; neben ihm ging dieses Fräulein Knospe. Ohne mich zu besinnen, sprang ich hinter einen Baumstamm, ließ diesen zwischen mir und dem Verfolger und rannte der Grenze zu. Da knallte es hinter mir, gleich darauf ein zweitesmal, und die Jagelkörner piffen mir nur so um die Ohren. Ich hatte im Laufen eine neue Patrone in die Kammer gesteckt und wütend über die Schüsse des Schrotschützen wandte ich mich um und sunkte nun auch. Aber ich habe nicht getroffen. Dann war ich bald über der Grenze. Das ist die ganze Geschichte.“

„Aber eine ganz tolle Geschichte“, sagte Fridolin ärgerlich. „Bedenkst du denn nicht, was du dir da eingebrockt hast! Ich habe dir nun schon so oft gesagt, daß du deine Leidenschaft eindämmen sollst, aber du wolltest nicht hören. Nun hast du den Salat.“

„Ach, das wird nicht so schlimm sein“, wandte Kurt leichtlin ein, „der Kerl kannte mich ja gar nicht.“

„Das mag sein, aber desto besser hat dich bestimmt die Knospe erkannt.“

„Teufel, ja, daran habe ich gar nicht gedacht. Dann wird die Sache allerdings brenzlich.“

„Wenn Holzmeier die Geschichte anzeigt — und das wird er bestimmt tun — dann siehst es böse für dich aus, mein Vetter. Wer mag aber wohl jener Schütze gewesen sein, der in des Mädchens Begleitung in der Holzmeierschen Jagd mit der Fäule umherläuft? Es war doch nicht jener Adientist?“

„Nein, der war es nicht, den kenne ich ja. Nach meinem Dafürhalten war es irgend so ein junger Schönföhl aus der Stadt, der keine Ahnung von Jagd und Schießen hat, sonst würde er mich wohl besser mit seiner Schrottprege getroffen haben. Wo der überhaupt besser kommen mag, weiß ich nicht.“

„Vielleicht ist's ein neuer Galan jener feinen Dame, ist auch egal, das schlimmste ist nur, daß dich das Mädchen bestimmt erkannt haben wird. Kerl, Kerl, wie kommst du auch diesen Unsinn machen? Nun mußt du sehen, wie du die Suppe ausöffelst. Ich kann dir nicht helfen.“

„Bestrafen lasse ich mich auf keinen Fall“, begehrte Kurt auf, „dagegen weiß ich schon ein Mittel.“

„Ich wandere aus.“

„Als ob das heutzutage so ohne weiteres ginge! Dazu gehört Geld.“

„Das ist da, Fridolin. Ich habe dir schon mal früher gesagt, daß ich einen begüterten Onkel in Argentinien habe. Dieser schrieb doch schon immer, daß ich zu ihm auf seine Farm kommen solle, und du weißt ja auch wohl, daß ich keine üble Lust dazu hatte. Nun hat mir jener Onkel das Reisegeld und noch viel mehr gesandt. Mir steht also nichts im Wege, den europäischen Staub von den Füßen zu schütteln. Allerdings beabsichtigte ich nicht, so Knall auf Fall hier von der Wblsclade zu verschwinden, und ich wollte mir auch erst die erforderlichen Papiere in aller Ruhe besorgen. Nun muß es auch ohne Wisum und was sonst drum und dran gehört, gehen. Aber ich werde schon durchkommen. Wenn man Geld hat, läßt sich alles machen.“

„Da hast du recht, und es wird wohl das beste sein, wenn du bald verabschiedest. Holzmeier wird dich auf keinen Fall schonen, dafür kenne ich den Vurschen zu genau. Er hat sowieso einen Haß auf dich.“

Mehr hörte ich nicht; frachend schlug ich hinter mir die Bodenstär zu, froh, den Unglücksgeist los zu sein.

Meinem Freunde ging es besser, als ich zurückkehrte, aber er war so schwach von dem Schreden, den ihm der Teufel während der Nacht eingejagt, daß er den ganzen Tag im Bett liegen mußte. Er war seit dieser Nacht wie umgewandelt, sein Gesicht war versteinert. Während der ganzen Woche, die ich noch bei ihm zu Gast war, habe ich ihn nicht lachen sehen.

(Mit besonderer Genehmigung des Verlages Strecker u. Schönböcker in Stuttgart dem neu erschienenen Buche „Im Dome des Baubereiters“ von Paul Abt entnommen.)

Drei Schweizer an der Himmelspforte

Humoreske von Dr. Richard Berger-Berlin.

In der überfüllten Weinstube „Zum Engel“ in Luzern waren an einem großen Tische gerade noch drei Plätze frei, als Präsident Bignauer und Fabrikant Biehler eintraten. In ihrer Begleitung befand sich Doktor Hornung, der vollstündlicher Studien halber in der Schweiz weilte und erst vor wenigen Tagen nach Luzern gekommen war.

Ohne viel Umstände nahmen die Ankömmlinge die freien Plätze ein und tranken, wie die meisten Stammgäste, ein herbes Viertel Neuchâtel. Hornung hatte Mühe, seine Gesichtszerrungen zu verbergen, als die ersten Tropfen über seine rheinische Zunge glitten. Den beiden anderen, denen das nicht entging, machte seine etwas überkultivierte Selbstbeherrschung merkwürdigen Spaß.

„Spuden Sie das Zeug nur aus!“ sprach der Präsident zu ihm. „Für seine Folgen können wir ohnehin nicht gut aufkommen.“

„Weider sind wir noch nicht so weit wie die Seehafen zu Sippingen am Bodensee“, warf Biehler dazwischen. „Haben Sie das schon gehört, Herr Präsident?“

„Nein, noch nicht.“

„Die Sippinger haben einen Wein, der noch mehr Essigsäure hat als unser Neuchâtel. Aber die Schwaben sind dafür auch um so heller. Weil sie befürchten müssen, daß ihnen ihr Wein bis zum andern Morgen die Magenwände durchfrißt, lassen sie seit altersher nachts um zwölf Uhr mit allen Glocken läuten, damit sie nicht vergehen, sich rechtzeitig im Bett herumzudrehen und auf die andere Seite zu legen.“

Das gab ein großes Gelächel am ganzen Tisch. Der Anfang war gemacht. Fast auf jedem Stuhl saß ein Wikkold, und nach einer weiteren halben Stunde war die schönste Hänselei unter den Eidgenossen in vollem Schwunge. Nichts lieben ja die Schweizer so sehr, als in gemüthlicher Laune sich gegenseitig zu veripotten und den Kantonalgeist sich im Hohlspiegel ihres Witzes vorzuhalten. An diesem Abend tat sich wie so manches Mal ein Thurgauer besonders hervor. Dies betrug Biehler, darüber nachzufinnen, wie denn diese Eidgenossen am besten „abzudeckeln“ seien. Endlich hatte er es.

„Wissen Sie schon“, fragte er breitpurig, „daß gelltern abend drei Eidgenossen gleichzeitig an der Himmelspforte erschienen und Sankt Peter um Einlaß baten?“

„Also! Ein Luzerner, ein Züricher und ein Thurgauer starben gleichzeitig. Jeder wollte so schnell wie möglich in den Himmel kommen. Darum liefen sie, was das Zeug hielt, den steilen Himmelsberg hinauf und landeten zu gleicher Zeit bei Sankt Peter. Der musterte sie mit scharfem Kennerblick und fragte nach ihrem Begehre. „Wir wollen in den Himmel hinein“, erwiderten sie eilig. Sankt Peter war davon nicht sonderlich erbaut. Er verzog bedeutend sein Gesicht und sagte ernst: „Gut! Ihr sollt alle drei hineinkommen, aber vorher holt ihr mir alles, was ihr im Leben zusammengehoffen habt, und liefert es hier reiflos ab.“

Die Eidgenossen sicherten. Der eine stieß den anderen unter dem Tische an. Andere zwinkerten einander zu. Der Präsident machte Doktor Hornung mit geheimnisvollem Grimorium auf den Thurgauer aufmerksam, und alle waren gespannt, wie dieser seinen Teil abbekommen sollte.

„Es dauerte nicht lange“, fuhr Bieler fort, „bis der Züricher zurückkam. Er hatte seine Sachen in einem Schnupftüchle eingewickelt und lieferte es ab. Sankt Peter nickte wohlwollend und ließ ihn durch die Himmelspforte treten. Geringe Zeit später kam auch der Luzerner. Der hatte schwer zu schleppen, einen ganzen Maltersack voll Zeug, so daß ihm der Schweiß aus allen Poren rann und er heilfroh war, wieder oben zu sein. Hundemüde übergab Sankt Peter die Produkte seiner Sündhaftigkeit und konnte dann ebenfalls zu den Seligen ins Himmelreich ziehen.“

Der Thurgauer dagegen wollte und wollte nicht kommen. Sankt Peter, der geduldige Himmelswächter, ließ schon stundenlang vor dem Himmelstor herum und hatte gewiß schon ein Heer von Seligen aus aller Herren Länder in den Himmel her-

eingelassen, aber der Thurgauer ließ sich nicht bliden. Endlich kam er angewadelt. Aber wie? — Er brachte auch nicht einen einzigen Kappen mit. Da hätte ums Haar sogar Sankt Peter die Sprache und die Gebuld verloren. Er beherrschte sich aber noch rechtzeitig und fragte den Sünder voller Güte, wo er denn seine gestohlenen Sachen gelassen hätte.

„Lieber Sankt Peter“, hub da der Thurgauer an, „ich will es Euch ehrlich sagen. Wie ich alles beisammen hatte, war es eine so große Masse, daß ich sie auch beim besten Willen nicht tragen konnte.“

„Ich will es euch sagen“, pläpte der Thurgauer gleich heraus. „Ihr leihst mir einen mächtigen Leiterwagen und vier starke Pferde aus dem himmlischen Marstall, damit ich das Zeug holen und in einer Fuhr den steilen Himmelsberg herauffahren kann.“

„Weinetwegen“, sagte Petrus und ließ den Thurgauer in den himmlischen Marstall. Der suchte sich vier der schwersten Rosse aus, nahm den neuen Leiterwagen, den er fand, säumte mit funkelneuem Gefährt die Pferde an und fuhr dann, peitschenknallend durch das Himmelstor an Sankt Peter vorbei, den Himmelsberg hinunter auf die Erde. — Er ist aber nie wieder zurückgekommen . . .“

Schallendes Gelächter brauste durch die Weinstube. — So ging es weiter. Ein Wort gab das andere, ein Scherz folgte dem anderen, und ein Kantonalist grüßte auf diese humorvolle Weise brüderlich den anderen Eidgenossen, dem er sich innerlich verbunden fühlte. Viel zu schnell flossen die Stunden dahin. Um zwölf Uhr war aber allgemeiner Aufbruch, denn am andern Morgen hatte jeder Eidgenosse rechtzeitig auf seinem Posten zu sein.

Robert Franz-Gedächtnisfeier

Zur Erinnerung an den Liederkomponisten Robert Franz veranstaltete die Gesellschaft der Freunde der Universität Halle—Wittenberg am 112. Geburtstag des Meisters in der Aula der Universität eine würdige Feier, in der Rede und musikalische Vorträge in feinstem Maße abwechselten.

Geheimrat Prof. Dr. O. Kern knüpfte an den 28. Juni an, der nach dem Weltkriege über Deutschland eine solche Schmach gebracht hätte, und berichtete, daß eine Hundertjahrfeier vor 12 Jahren nicht hätte stattfinden können, daß aber die heutige Ehrung des Lieddichters, der mit der Universität Halle so lange künstlerisch verbunden war, ein Zeichen dafür sein sollte, wie herzlich des verewigten Meisters noch gedacht wird. Er teilte mit, daß der Flügel, an dem Robert Franz einst seine Werke schuf, der Universität Halle als Geschenk gestiftet wurde. Seine Magnifizenz der Rektor Prof. Dr. Haeder sprach den Dank der Universität für diese Gabe in kurzen Worten aus.

Mit großer Wärme schilderte dann Prof. Dr. Arnold Schering die Persönlichkeit und das Schaffen von Robert Franz. Wahr und klar, dabei in feinstem Schlich der Form gab er einen trefflichen Ueberblick über die musikalische Entwicklung des Liedmeisters. Er zeigte auch, wie Robert Franz von Anfang an auf dem Boden des jungromantischen Liebes gestanden hatte, wie er, von Schumann und Mendelssohn beeinflusst, dennoch seinen eigenen Liedertyp fand, der von allen leidenschaftlichen und dramatischen Anwandlungen befreit blieb, und der im Nährboden des Volkslieds und des protestantischen Chorals verwurzelt war. Deklamation, Begleitung, musikalische Motive, sorgfältiger Satz vereinigen sich im Liede von Robert Franz zu einem außerordentlich feinen Organismus. Freilich rauschende Erfolge im Konzertsaal seien diesen zarten künstlerischen Gebilden verlag. Der Redner gedachte ferner der Propaganda für Wack und Händel, der Robert Franz einen großen Teil seines Lebens gewidmet hatte, und erklärte mit Recht die Unterlegenheit der Bearbeitungen dieser alten Meister aus einem durch die Zeitverhältnisse bedingten Irrtum, der der innern Vorzüglichkeit dieses Nachschaffens aber nichts an Wert zu rauben vermöchte. Mit der Mahnung, des großen Lieddichters Andenken nicht verblasen zu lassen, schloß Prof. Dr. Schering seine gehaltreichen Ausführungen ab.

Zur Einleitung der Feier sang der Akademische Festchor unter der Leitung des Prof. Dr. A. Nahlwes drei Chorlieder von Franz mit Schwung und Begeisterung. Frau Ursula Richter aus Berlin bot einen wundervollen Strauß von Liedern, der um so freudiger angenommen wurde, als die Künstlerin mit sicherer Einfühlung in den Franzstil jedes einzelne Lied künstlerisch bedeutungsvoll zu gestalten wußte. Stimmlich hatte die Künstlerin, die wir in Halle'schen Konzerten schon oft begrüßen durften, unendlich gewonnen. Fast möchte man behaupten, daß ihre Stimme einen neuen Charakter bekommen hat. Oft war die Tonentfaltung von bezwingender, freier Schönheit. Im Ausdruck hielt Frau Ursula Richter sehr glücklich eine schlichte, dabei doch bewegte Stimmung fest. Am Flügel des Meisters begleitete Frau Prof. Schmidt-Haym die Sängerin mit sicherer Hand.

Prof. Dr. W. Kaiser.

„Na, der soll das Nachsehen haben. Die Freude soll er nicht erleben, daß ich ins Loch komme. Aber es tut mir leid, daß ich mich nicht erst in der rechten Art und Weise verabschieden kann.“

„Das hast du dir selbst eingebrockt, mein Lieber. Warum hast du nicht auf mich hören wollen. Ich hätte es wirklich nicht gedacht, daß die Jagdleidenschaft eine solche Gewalt über dich hat. Nimm es mir nicht übel, aber das grenzt an Leichtsinn. Sei froh, wenn du mit einem blauen Auge davon kommst und sie dich nicht noch irgendwo erwischen.“

„Als die Anzeige erst erstattet ist, bin ich längst über die Grenze. Meine wenigen Sabeljagdfellen sind bald gepackt, und sonst hinterlasse ich hier ja nichts. Hier hast du meine Büchse, lieber Freund, nimm sie mit und behalte sie zum Andenken an mich und zum Dank dafür, daß du mir so manche Jagdfreude bereitet hast. Ich werde dich drüben nie vergessen und immer daran denken, was für ein lieber Freund du warst. Lebe wohl!“

Er drückte Fridolin die Hand, sah ihm gerührt in die Augen, blieb aber noch eine Weile stehen.

„Leicht ist ein solcher Abschied nicht“, kam es dann mit bebender Stimme von seinem Munde, „aber es muß sein. Und noch eins: Fürne mir nicht, daß ich mich nicht beherrschen konnte. Es war das Blut, das wilde Blut, das mir keine Ruhe ließ. Weibe mir ein lieber Freund!“

„Nein, Kurt“, erwiderte Fridolin gerührt, „ich kann dir nicht zürnen und werde nur im Guten dein gedenken. Gehe bei Gott eine gute und glückliche Fahrt und vergiß das Schreiben nicht. Lebe wohl!“

Wie im Traum stand Fridolin noch lange an der Stelle, wo der Freund so unerbittlich Abschied von ihm genommen hatte. Er vermochte das Geschehene kaum zu fassen. Alle Lust zum Schnepfenstrich war ihm mit einem Schlag vergangen. Ein wehes Gefühl war über ihn gekommen. „So ist der Mensch“, dachte er sinnend, „er will das Gute nicht hören und rennt mit offenen Augen in sein Verderben. Ach ja, man lernt sich kennen, lernt viele Menschen kennen. Wenn man sich doch selber kennen lernen wollte, um gegen die eigenen Schwächen und Gebrechen anzukämpfen!“

Er setzte sich auf einen Stamm und stopfte sich die Pfeife. Nun mußte der Freund, der sonst ein guter, makelloser Mensch war, mit einer Schuld auf dem Gewissen als ein Verfolgter fliehen! Hoffentlich würde ihm die Flucht gelingen. Drüben, in Argentinien würde er seiner Jagdleidenschaft vielleicht nach Herzenslust fröhnen können.

Durch die Stämme kroch leise und sacht die Dämmerung. Ein heimliches Raunen zog durch die Bestände. Irgendwo rufte ein Ringeltauber zum erstenmal im neuen Jagdjahre, und in der Schlucht sang eine Amsel.

Da schulderte der einsame Jäger Drilling und Büchse und stieg gedankenschwer langsam zu Tale. (Fortsetzung folgt.)

Teko-Teko

Eine Südsceenovelle von Paul Abt.

„Was für seltsame Augen“, hörte ich jemand jagen, als ich eines Abends durch die Straßen von Motorna schlenderte. Wesfangen blieb ich stehen, und da sah ich zwei Männer vor der erleuchteten Auslage eines Ladens stehen.

„Ein feines Stück“, sagte der eine. „Soll ich es kaufen?“ „Alm Dimmels willen, nein!“ sprach erschrocken der andere. „Kommen Sie! Kommen Sie!“

Und als die beiden im Dunkeln verschwunden waren, trat ich neugierig näher. Da sah ich, was ihre Aufmerksamkeit so erregt hatte: Es war ein wunderbar geschnitztes Gößenbild, dessen Augen das Licht der Lampen in ganz sonderbarer Weise widerspiegelten. Wirklich, diese Augen waren mehr als geheimnisvoll — sie jagten mich förmlich in den Laden.

„Sie wünschen?“ fragte ein alter Maori, der, auf einen Stock gestützt, mir entgegenhumpelte. Ich machte ihm klar, daß ich den Gößen kaufen wollte.

„Den Teko-Teko?“ fragte er, und dabei klangen diese Worte so seltsam aus seinem Munde. — — — „Den Teko... Teko...?“ wiederholte er gedehnt; dann schüttelte er den Kopf und sagte: „Ich verkaufe ihn nicht gerne.“

„Er wird Ihnen Unglück bringen!“ „Ach was, dummes Zeug!“, dachte ich, „gib ihn nur her, Alter, er wird mir wohl nicht viel schaden können.“ Und damit bezahlte ich ihm den verlangten Preis.

Im Hause meines Gastgebers angelangt, betrachtete ich stolz meinen neuesten Kauf: In Holz geschnitzt war der Kopf eines Gottes. Die Augen standen weit hervor, und eingesehene Wuscheln, die in allen Farben schillerten, bildeten die Augäpfel. Der Mund war weit aufgerissen, und die Zunge herausstreckend, grinste mich das Bildnis an. Ein Prachtstück alter maorischer Schnitzkunst!

Eine Stunde später saßen wir gemütlich beim Abendessen. Da hörten wir plötzlich einen Schrei und gleich darauf einen

schweren Fall. Es war im oberen Stod gewesen, wo sich mein Zimmer befand.

Die Treppe hinaufführend, vernahm ich ein leises Stöhnen und sah, daß die Türe meines Zimmers weit offen stand. Auf dem Nachttisch brannte eine Kerze, deren Licht sich grünlich in den Augen des Gößen widerspiegelte. . . .

„Himmel, diese Augen waren . . .“ Da stieß mein Fuß an einen dunklen Körper, und zu meinem Erstaunen erkannte ich das Zimmermädchen, das leichtsinnig, betäubt am Boden lag. Kaltes Wasser brachte sie bald wieder zu Sinnen. Doch verstört blickte sie sich um, und mit einem Schrei floh sie entsetzt aus dem Zimmer.

Später erzählte sie in der Küche, daß sie wie gewöhnlich in mein Zimmer gegangen sei, um Wasser zu bringen. Da habe sie plötzlich das Gefühl gehabt, als ob jemand sie ansehe; die Augen aufschlagend, sei ihr Blick auf meinen Gößen gefallen, dessen Augen sich bewegt hätten. Sie behauptete steif und fest, daß er ihr zugeflinkelt habe, und ließ sich von dieser Ueberzeugung nicht abbringen.

Ich schwieg, denn auch ich hatte etwas gesehen, das ich mir nicht eingestehen wollte. — — —

Mitten in der Nacht weckte mich ein Geräusch im Zimmer. Ich lauschte, aber alles blieb still. Dabei fiel mein Blick zufällig auf den Teko-Teko, der auf dem Tisch beim Fenster stand. Der Mond spielte auf der Straße, spiegelte sich in den Augen. . . .

Mein Atem stockte. . . . Mein Herz pochte schneller, die Haare sträubten sich. . . . Die Augen. . . . Die Augen. . . . Sie bewegten sich! Lächelten mich an, teuflich. — — — Dann plötzlich wurden sie ernst, hielten meinen Blick gefangen, sprühten grünlige Lichtspiegle zu mir herüber. Der Teko wurde größer und größer, die heraushängende Zunge verschwand im Munde, die Lippen bewegten sich. . . . bewegten sich immer deutlicher, und flüsternd drang es an mein Ohr: „Bring mich zurück. . . . bring mich zurück! . . . Oder ich verderbe dich. . . .“

Schweißgebadet, in wahnsinniger Furcht, lauschte ich; entsetzt starrte ich nach dem Ungeheuer. . . . Wolke schreien aber nur ein heijeres Würgen kam aus meiner Kehle. . . .

Körper kam das Ungeheuer, näher die satanischen Augen. . . . „Bring mich zurück. . . .“

„Ja! . . . Ja!“ würgte ich, dann entschwanden mir die Sinne. — — —

Als ich erwachte, war es Tag. Mein Körper war wie gelähmt, der Kopf schmerzte und die Augen brannten. Und dennoch hätte ich schwören können, daß das Erlebnis kein Traum war, denn nie in meinem Leben werde ich diese Augen vergessen können! — — —

Da mein Bruder am Morgen nach Ausland verreichte, beschloß ich, ihm dem Teko mitzugeben. Beim Abschied meinte er lachend: „Sei unbesorgt, ich werde den Kerl schon meistern, wenn er auch mir Streiche spielen will!“

Gegen Mittag hörte ich, wie ein Auto vor unserem Hause hielt. Bald darauf kam mein Freund in mein Zimmer gelaufen und bat mich, schnell hinterzukommen, meinem Bruder sei ein Unfall zugestoßen. Ich folgte ihm sogleich und fand den Bruder auf einem Divan liegend, die rechte Hand in einer Schlinge.

„Hier, nimm deinen beherrigten Teko; ich will nichts mehr mit ihm zu tun haben!“ rief er mir entgegen und erzählte, wie er beim Einsteigen in den Zug mit dem Teko ans Geländer des Eisenbahnwagens gestoßen, dadurch ausgerückt sei und beim Fallen die rechte Hand verstaucht habe. Er war überzeugt, daß ihm der Teko diesen Streich gespielt hatte.

„Dummer Aberglaube“, sagte mein Gastgeber und trug den Teko in sein Zimmer.

Am Abend spielten wir bis spät in die Nacht hinein Bridge. Mein Freund war in ausgelassener Stimmung und machte sich fortwährend lustig über unseren Glauben an solch „dummes, unmögliches Zeug“. Endlich gegen zwölf Uhr gingen wir schlafen. Mir graute vor dieser Nacht. Aber wider Erwartung schlief ich bis zum Morgen, ohne daß sich das Geringste ereignete.

Beim Frühstück traf ich meinen Bruder, dessen Hand bedeutend besser war. Nur unser Freund, der sonst immer der erste war, fehlte. Wir warteten eine halbe Stunde, eine Stunde; unser Gastgeber kam immer noch nicht. Unheil ahnend, klopfen wir an seine Tür — — keine Antwort. Als wir die Tür aufrißen, sahen wir unseren Freund röhrend auf dem Bette liegen. Sein Gesicht war aschfahl und ganz verzerrt. — — Nach einer Weile kam er wieder zum Bewußtsein, und, die Augen aufschlagend, fiel sein Blick auf den Teko. Mit einem fürchterlichen Schrei sprang er aus dem Bett, zur Tür, wo er, am ganzen Leibe zitternd, zusammenbrach. Und seltsam, im gleichen Augenblick durchzuckte ein Waaupf meinen Körper, sah ich deutlich die Vision der vergangenen Nacht; leise flüsternd drang es an mein Ohr: „Bring mich zurück. . . . bring mich zurück. . . .“

Ich lief, lief, den Teko unter dem Arm, so schnell ich konnte, nach dem Laden des alten Maori. Dieser lächelte geheimnisvoll, als er den Teko sah, strich lieblosend mit der Hand über die Straße und sprach: „Ich wußte, daß Sie ihn zurückbringen würden. Sie sind nicht der erste.“

